

(Nachdruck verboten.)

897

Der Schuldige?

Roman von Hector Malot.

„Da die Scheidung die Sonderung des Vermögens nach sich zieht, so würde der Ehemann, der selbst nichts hat, sehr in Verlegenheit kommen. Darum ist möglich, daß er keine Scheidung verlangen möchte, und andererseits richtet er sich auf eine Weise ein, daß seine Frau eine Scheidung gegen ihn nicht verlangen kann. Wenn der Tod die Ehe auflöst, so hat das auf die materiellen Interessen nicht dieselbe Rückwirkung wie die Scheidung oder die Trennung von Tisch und Bett.“

„Nun bist Du wieder auf Deine Idee zurückgekommen.“

„Man muß, wenn man eine Lage ins Auge faßt, sie von allen Seiten prüfen. Warten wir nur den Besuch des Zimmermädchens ab.“

„Und wenn es nicht käme?“

„So würde keine Vergiftung oder keine Fortsetzung derselben vorliegen, was nach den getrockneten Drohungen sehr möglich ist, und dann würde ich mich nur noch mit dem Tode von Courteheuse zu beschäftigen haben.“

XIV.

Erst am Sonnabend fand der erwartete Besuch der Jose statt.

Es war Zeit, denn Turlure fing an, die Hoffnung zu verlieren.

Einerseits empfand er eine wirkliche Befriedigung darin, sich sagen zu können, daß „seine Gemeinde nicht der Schauplatz eines neuen Verbrechens sein würde.“

Aber andererseits fand er eine beunruhigende Enttäuschung bei dem Gedanken, daß dieses neue Verbrechen zur Entdeckung des ersten vortrefflich beigetragen haben würde. Und das berührte ihn bei dieser Angelegenheit auf das Lebhafteste, daß durch ihn ein unbekannter Mord an das Licht gezogen, daß das schuldige Paar dem Gericht überliefert, die öffentliche Strafrechtspflege, als deren obersten Verteidiger in seiner Gemeinde er sich betrachtete, Genugthuung erhalten würde.

Darum sah er mit brennender Begier dem Besuch Divinens entgegen.

Es gab Augenblicke, wo ihn die Ungeduld des Wartens so aufregte, daß er sein Pult verließ, sich auf die Thürschwelle stellte und seine Brillengläser hinausschiebend, um besser ins Weite sehen zu können, die Straße, in der das Notariat lag, hinabspähte.

Endlich am Sonnabend morgen sah er Divine, etwas unter ihrer weißen Schürze tragend, eintreten, — dieses Etwas war ein Konfitürenglas.

Mit einer beinahe brutalen Hast riß er ihr das Glas aus der Hand und nachdem er den Gehilfen hinausgeschickt hatte, fragte er sie auf das umständlichste über das Unwohlsein sowie über die genommenen Mahlzeiten aus.

„Gut“, sagte er, nachdem er ihren ausführlichen Bericht angehört, nun lassen Sie mich arbeiten und kommen Sie morgen wieder.“

„Sie werden mir doch etwas geben, das mich wieder herstellen wird?“

„Ich hoffe es.“

„Es wäre endlich Zeit!“

Als sie ihn verlassen hatte, eilte er nach seinem Laboratorium und schloß sich in dasselbe ein.

Die Diagnose einer Arsenitvergiftung, wenigstens einer solchen von chronischer Form, ist oft schwer festzustellen, dagegen aber bietet eine Untersuchung nach dem bloßen Vorhandensein von Arsenit dem Chemiker nicht dieselben Schwierigkeiten wie eine solche nach vielen anderen Giften, z. B. nach vegetabilischen, und für Turlure, der sich seit acht Tagen in seinen Büchern der Giftlehre und in chemischen und pharmazeutischen Zeitschriften geschauzelt hatte, bot diese Untersuchung keine Mühe.

Enthielt die von Divine überbrachte Flüssigkeit Arsenit? Das war die Frage, die geprüft und entschieden werden mußte; hatte er diese Frage einmal bejaht, so gedachte er den Arsenit herauszuziehen und zu isolieren.

Als Frau Turlure erfuhr, daß das Zimmermädchen von

Frau La Baupalière dagewesen sei, pochte sie an die Thüre des Laboratoriums, aber ihr Mann öffnete nicht, sondern frug durch die Thüre:

„Bist Du es, Lise-Vonne?“

„Ja.“

„Ich arbeite jetzt, wenn ich weiter mit meiner Untersuchung vorgekommen sein werde, werde ich Dir öffnen.“

Sie kam ein zweites, ja ein drittes Mal wieder, und er gab ihr jedesmal dieselbe Antwort.

Endlich holte er sie selbst:

„Du hast etwas?“ frug sie ängstlich.

„Du wirst sehen.“

Als sie beide in das Laboratorium eingetreten waren, schloß er sorgfältig die Thür zu.

Sie wollte noch weiteres von ihm erfahren, aber anstatt ihr zu antworten, nahm er mit einer Zange eine glühende Kohle, auf welche er eine pulverisierte Substanz streute, die brennend sich in einen leichten weißen Rauch auflöste.

„Nach was riecht es Dir jetzt hier?“ frug er.

„Oh! Aber wie soll ich . . .?“

„Ich bitte Dich, teile mir ganz einfach und freimüthig Deinen Eindruck mit. Ich will mich nicht auf den meintigen verlassen, der von meiner Angst beeinflusst sein kann und vielleicht, ich gestehe selbst, nicht so unbefangen ist, wie man es von einem Sachverständigen erwarten muß.“

„Nun, es scheint mir, daß es . . . nach etwas wie Knoblauch riecht.“

Er klatschte in die Hände und rief:

„Ausgezeichnet! genau so riecht es; Du hast das ohne Einflüsterung gefunden; Du sagst es, weil Du es glaubst.“

„Nun? beweist denn dieser Geruch, daß eine Vergiftung vorliegt?“

„Nein; aber er beweist, daß sich in dem Erbrochenen des Mädchens Arsenit befindet, und der Schluß daraus ist, daß ihr Gift beigebracht worden ist. Auf welche Weise? Durch wen? Das ist eine andere Sache, die wir später aufklären werden . . . Beenden wir zuerst diese. Ich habe Dich den Arsenit riechen lassen und Du hast dessen Geruch anerkannt; es bleibt mir jetzt noch übrig, ihn Dir zu zeigen.“

Während er so sprach, lief er fieberhaft in seinem Laboratorium hin und her; er nahm eine kleine, enge, an einem Ende verschlossene Glasröhre und that das gleiche Pulver, das er auf die Kohle gestreut hatte, hinein, nachdem er dann das Innere der Röhre vermittelst eines zusammengerollten Löschpapiers gereinigt hatte, hielt er die Röhre in die Flamme einer Spirituslampe und begann sie allmählich zu erwärmen.

„Wenn der in diese Röhre gebrachte Stoff Arsenit enthält“, sagte er, „so wirst Du sehen, wie sich unweit des rot erhitzten Teiles ein schillernder Ring bildet; dieser Ring wird der wiederauflebende Arsenit sein. Nun gib acht!“

Sie hätte diese Aufforderung nicht nötig gehabt, denn mit einer Aufregung, von der ihre Hände zitterten, folgte sie seinen Manipulationen.

„Wenn die ganze Welt Chemie verstünde“, sagte sie, „so würde es keine Giftmischer geben.“

„Sieh' her, der Augenblick ist da.“

Der Ring, den er angekündigt hatte, erschien bald, glänzend, schillernd, in der Röhre immer höher aufsteigend, in dem Maßstab, in welchem die Hitze stärker wurde.

„Nun?“ sagte er in triumphierenden Tone, „glaubst Du jetzt an eine Vergiftung?“

„Das ist doch fürchterlich!“

„Sage lieber: es ist vortrefflich, und verehere die Wissenschaft, die solche Wunder schafft; aber wir sind noch nicht fertig: wir wissen jetzt, daß es Arsenit ist, nun müssen wir suchen, zu erfahren, von welcher Art Arsenitverbindung die Vergiftung herrührt, denn das kann von hoher Wichtigkeit sein.“

Frau Turlure empfand stets Hochachtung vor ihrem Manne, aber in diesem Augenblicke hörte sie und sah sie ihm mit Bewunderung zu.

„Vorerst tappe ich noch ganz im Finstern“, sagte er, „und es ist erst das Resultat unserer Versuche, das zu Dir wie zu mir sprechen wird. Ich mutmaßte Arsenit und

Du siehst, daß ich nicht unrecht hatte; aber mit welcher Verbindung dieses Elements haben wir zu thun? Ich weiß es so wenig wie Du; versuchen wir, es herauszufinden!"

Der Reize nach versuchte er verschiedene Reaktionen, die aber alle nicht das gewünschte Resultat ergaben. Endlich, nach einer geraumen Zeit, hellte sich sein verdüstertes Gesicht auf:

"Blicke her," sagte er, "welche Farbe siehst Du?"

"Blau-grünlich."

"Der Stoff ist in der That blau-grünlich, das beweist, daß wir es mit Kupferarsenit zu thun haben, das man im Handel Scheelesches Grün nennt. — Das ist aber höchst merkwürdig und erstaunlich!"

"Warum?"

"Weil Kupferarsenit ein gewerbliches Produkt ist und diese Vergiftungen alsdann möglicherweise das Ergebnis eines Zufalls sein könnten."

"Welches Glück!"

"Sei nicht so rasch mit Deiner Meinung, denn es könnte ebenso gut die Anwendung von Kupferarsenit auf den Berechnungen eines geschickten Giftmischers beruhen, der hierdurch die Nachforschungen des Gerichts irreleiten und sich für die Verteidigung bewaffnen wollte. Ist es das? Ist es etwas anderes? Ich weiß noch nichts darüber; meine ehrlich angestellten Versuche haben mich auf ein neues Gebiet geführt."

"Also wäre kein Verbrechen begangen worden?"

"Es ist möglich, daß gegenwärtig keines vorkommt; aber die Gegenwart macht die Vergangenheit nicht unschuldig, wir bleiben immer dem Tode Courtheuse gegenüber."

"Kann er nicht dieselbe Ursache gehabt haben?"

"Was würde dann der Einkauf eines Tropfenzählers und die Unterschlebung der Haare bedeuten?"

"Du möchtest also der Ursache seines Todesfalls nachforschen?"

"Selbstverständlich will ich das, und will auch die Schuldigen aufs Schafott bringen?"

"Glaubst Du denn nicht, daß sie härter bestraft, daß sie elender und unglücklicher sind, wenn sie beisammen leben müssen, als wenn sie hingerichtet werden?"

"Und die öffentliche Rechtspflege?"

"Nun, was wirst Du also thun?"

"Zunächst will ich mich sammeln; dann werden wir sehen."

"Warum gehst Du nicht nach Rouen, um die Herren von der Staatsanwaltschaft zu Rate zu ziehen?"

"Warum nicht gar? Damit sie mir meine Angelegenheit vor der Nase wegschnappen; die Erfahrung, die ich in der Affäre Kuffeur und Paquet gemacht habe, genügt mir; diese Sache wird die meinige bleiben!"

Die Sammlung seines Geistes während der Nacht verließ ihm jedoch nicht die von ihm erwartete Einsicht und am anderen Morgen fühlte er sich noch ebenso aufgeregt, ebenso ratlos, denn keiner der Pläne, die er kombiniert hatte, war ohne Gefahr, und doch mußte er, ehe das Mädchen wiederkam, einen Entschluß fassen. Sollte er sie einfach als Apotheker, d. h. wie ein Arzt thun würde, behandeln, oder sollte er sie in seiner Eigenschaft als Bürgermeister ausfragen, kraft der Art. 49 und 50 der Strafprozeß-Ordnung, die von der frischen That handeln? Dies war eine Frage von hoher Wichtigkeit, denn wenn das Mädchen plauderte, so wurden die Schuldigen gewarnt und konnten ihm, sei es durch Flucht, sei es durch Selbstmord enttrinnen.

Wie er das, auf der Schwelle seiner Thüre stehend, überlegte, sah er von weitem La Vaupalière im Reiseanzug herankommen, gefolgt von seiner Köchin, die einen Handkoffer trug.

(Fortsetzung folgt.)

Sonntagsplauderei.

Von den Anschlagjäulen her lockt es in verwirrender Fülle. Jährlich erweitert sich das Bedürfnis, aus den steinernen Mauern zu entfliehen. Ein larger Trost sind die Maienzweige in den engen Wohnungen. hinaus ins Freie drängt es. Und jährlich mehr erweitert sich die Zahl der stillen Landschaften und verschwiegener Städtchen, die ihre Reize anpreisen und zu Pfingst- und Sommerfahrten einladen. Früher gab es nur Hauptpartien an der Havel, an der oberen Spree und in die Märkische Schweiz, die gleichsam ein Monopol als „märkische Landschaft“ besaßen. Das ist jetzt anders geworden. Der Wanderstrom ist derart angeschwollen, daß aus ihm die Städte und Städtchen Nutzen schöpfen wollen, die vordem ein ziemlich abgeschiedenes Dasein führten. Manches von dieser Veränderung hat gewiß auch das Zweirad als Verkehrsmittel beigetragen.

Unter den märkischen Landorten ist heutzutage ein förmlicher Betteifer eingetreten. Sie rühmen ihre heimlichen Seen und sie rühmen ihr Gehölze. Und von ihnen beiden geht so häufig jener sonderbare Zauber aus, der bald herbe erfrischt, wie das rauhe spröde Landschaftsbild am Morgen, bald wie mit sanfter Schwermut erfüllt, wenn der helle Tag zu verdämmern sich anschickt.

Schade, daß im wesentlichen dies Bild der märkischen Kleinstadt gegenüber der eigentümlich bewegten Landschaft so einförmig gezeichnet ist. Das Postevolle, alles, was die Phantasie erregt, schwindet leicht vor der Nüchternheit dieser Städtchen mit ihren schredlichen Kopfsteinen und der Charakterlosigkeit ihrer Bauten. Da giebt es keine Heimlichkeiten, bei denen man verweilen möchte; nicht die mannigfachen wunderlichen und lapriziösen Launen, die manches Winkelwert südlicher und westdeutscher Städtchen so malerisch erscheinen lassen. Die märkischen Kleinstädte haben so vielfach eine sturmbewegte Vergangenheit; wer sie aber jetzt durchwandert, der wird bei ihrer meist uniformen Erscheinung vom Hauch der Geschichte kaum berührt.

Ins Nahe und ins Weitere drängen sich die massigen Scharen der Pfingstausflügler. Schon wirkt die weitere Oderlandschaft und nicht etwa ein Lieblingspunkt wie Freiwalde und sein ruhiger, waldeinsamer Naasee um die Günst-Berlins und neuerdings macht das märkische Oderberg auf sich aufmerksam. Die Enteder von intimen Landschaften haben es also nicht mehr bequem. Wenn sie früher durch Forste und über Aeder streiften und an einem Fleckchen irgendwo Raft machten, so hatten sie ihre besondere Lust daran. Das Fleckchen Erde war nicht überlaufen, für ihren raffinierten Egoismus gleichsam nicht entweiht. Gegenwärtig sorgen die Stillen im Lande reklame-geschäftig selbst dafür, daß man ihrer gedente, daß der Strom von Ausflüglern nicht an ihnen achtlos vorüberfliege; und jede verborgene Waldschänke steckt eine halbe Sebiertmeile im Umkreis ihre Handweiser aus. „Vergeht mich nicht, vergeht mich nicht.“

Pfingsten, das Fest des friedlich schaffenden Geistes wäre wohl auch das beste Sinnbild für die Friedensdiplomaten am holländischen Seestrand. Noch sitzen sie fröhlich beisammen und haben einander so lieb. Und als schöne, feierliche Einführung konnte das Ruhmeswort gelten: Der 18. Mai ist fortan ein geschichtliches Datum. Er bedeutet die Einleitung einer neuen Ära. Ach, ach, wie oft ist man diesem Hochgefühl bei zünftigen und unzüftigen Diplomaten begegnet; und ehe ein paar Jährchen um waren, war's mit der historischen Bedeutbarkeit vorbei.

Die Herrschaften wollen lange über ihrem Friedensbräu sitzen; gut Ding braucht Weile. Sie opfern ihre sommerliche Ruhe; und es ist nur gut, daß sie im benachbarten Scheveningen von Zeit zu Zeit ein erfrischendes Seebad nehmen können. Vorausgesetzt, daß sie im stande sind, sich der beutegierigen, lauernnden Zeitungsschreiber zu erwehren.

So ängstlich behütet ist nämlich die Friedensära vom 18. Mai, daß, mit Herrn v. Frege zu sprechen, kein „Preßjüngling“ in den Kopf der Friedensbräuer gucken darf, um durch voreilige Schwachhaftigkeit das Werk nicht zu „berufen“. So hielten ehemals die Alchymisten, wenn sie in ihren Tiegeln und Retorten den Goldzauber betauschsworen, alles Unberufene von sich ferne. Dem ein mißgünstiges Wort, eine verruchte Geberde, und der Zauber ist wirkungslos.

Besonders pathetische Naturen haben auf vorhergegangene Kongresse hingewiesen und sich in die Brust geworfen, weil diesmal der Haager Kongreß im internationalen Glanz alles Vergangene übertrage. Mexikaner selbst und Chinesen sind im Haag erschienen. Von welchen gemischten Gefühlen sie bewegt sind, davon ist allerdings nicht die Rede. Die einen könnten sich sonst des erschossenen Maximilians, des Habsburgers erinnern, der auf napoleonische Machenschaften hin in ihrem Land sein Imperium aufrichten wollte, und die anderen, die „kranken Chinamänner“ brauchen nicht erst in geschichtliche Ferne zu schweifen.

Die „Preßbengel“ — dieser Ausdruck ist berber und vollstimmlicher, als Herrn v. Freges zahmeres Wort vom Preßjüngling, — könnten sich eigentlich mächtig viel einbilden, wenn sie sehen, wie man sie allerorten mit Mißgunst verfolgt und indirekt ihren unbequemen Einfluß zugiebt. Aber so wenige haben sich die Mühe genommen, die Psychologie der Preßbengel, ihre Resignation den oft beobachteten Eitelkeiten gegenüber und ihren ledigen Sektizismus, der sie in ihrem Kuli-Dasein erfrischt, zu studieren. Was sind dem unheiligen Preßbengel, wenn er auf der Journalistentribüne sitzt, die feierlichsten Autoritäten unten im Saale. Er braucht stärkere Eindrücke, als sie ihm gemeiniglich geboten werden, — denn die Gewohnheit stumpft ab. Er braucht nicht allzuviel Scharffinn, nicht einmal ein spitzfindiger Kopf muß er sein, um hinter steifeinernen Würden, hinter schulmeisterlichem Größenbewußtsein das gar zu Menschliche herauszuspüren. Der vielgeweckte Sinn, fremde Eitelkeit zu studieren, hinter flatternd aufgeblähten Mänteln das dünne Persönchen zu erkennen, verjündert es gewiß nicht, daß der Preßbengel selber, der reflektierende wie der räsommierende, seinerseits von Eitelkeiten geplagt wird; aber das Kerlchen schwingt sich doch weit eher zu lustiger Selbstironie auf, und Lustigkeit verjündert, als ein Träger der Toga, der mit ernst bemessenem Schritt durch die öffentliche Arena wandert.

Nun erhebt gar einer der Bildeberichsten den Zeigefinger und verkündet, wie einer der gestrigen Himmlichen dem Belächter der Erdgeister: Ich will euch! In die Tiefe will ich euch ver schlagen!

Der Preßbengel hat aber doch die Berufskrankheit gleichsam,

daß ihm die drohende Pose um so weniger imponiert, je theatralischer feierlicher sie sich darstellt. Die arme Nation der Preßbengel weiß und es ist in ihr fast zum Instinkt geworden, daß der nicht sonderlich viel Umstände und lange Vorreden zu machen liebt, der die Gewählt hat.

Dem Preßbengel tut es im Innersten beinahe leid, daß fliehende Wasserstrahlen die erhabte Pathetik des Herrn v. Frege zum Stillstand brachten. Wer weiß, was sie sonst noch geboren hätte und in largen, trockenen Zeiten ist das Geschlecht der Preßbengel für jeglichen Humor so dankbar. Hätte nun Herr v. Frege wirklich die Macht besessen, seinen Plan auszuführen und die Besucher der Journalisten-Tribüne zu unfreiwilligem Streik zu verdammen, ich glaube, die Preßbengel wären vor innerer Luft, wie übermüdete Kinder, von einem Wein aufs andere gehüpft. Schade um den köstlichen Spaß, der uns verdorben ist. — Alpha.

Kleines Feuilleton.

Ik. Teichleben. Wenn wir uns bei sonnigem Wetter dem Rande eines Teiches nähern, um das Leben und Treiben auf, an und in ihm zu beobachten, so offenbart sich uns eine schier unergründliche Fülle der bildenden und schaffenden Natur. Als ihr erster und uns geläufigster Vertreter erscheint uns die Schar der quatternden Frösche, die bei unserer Annäherung plumpsend das nasse Element aufsuchen. Hier bleiben sie meistens auf der Oberfläche, um uns anzugucken und den Moment zu erspähen, wo sie wieder den wärmenden sonnigen Fleck am Ufer aufsuchen können. Wir haben inzwischen Gelegenheit, die ausgebildeten Tiere mit ihren Larven, den sogenannten Kaulquappen zu vergleichen, die sich mit ihren langen Schwänzen zwischen dem Gewirr der Algen und anderen Wasserpflanzen in Scharen herum bewegen und noch keine Spur von Extremitäten verraten. — Kleine stahl-schwarze Käferchen ziehen auf dem Wasser, wo es die Sonne bescheint, ihre Kreise, deren merkwürdig unregelmäßige Wendungen ihnen den Namen Taumel- oder Tummelkäfer eingebracht haben. Die beiden hinteren Beinpaare des Taumelkäfers sind flossenartig verbreitert und verkürzt, so daß es nicht wunder nimmt, wenn er an Geschicklichkeit im Schwimmen und Tauchen unter den Wasserinsekten seinesgleichen sucht. Der Fang gelingt nicht leicht und nur nach verschiedenen mißlungenen Versuchen; hat man den Käfer erwischt, so fällt ein gewisser Bleiglanz seiner Flügeldecken auf, dem er den Namen „bleierne Ente“ zu verdanken hat, den ich von Berliner Kindern hörte. Ganz eigenartig sind die Augen dieses Thieres ausgebildet; sie werden nämlich von der Wasserlinie, wenn der Käfer auf dem Wasser liegt, halbiert und sind oben und unten verschieden beschaffen. Die obere Hälfte ist dem Brechungsvermögen der Luft, die untere demjenigen des Wassers angepaßt, so daß der Taumelkäfer in den Stand gesetzt ist, gleichzeitig auf, über und unter das Wasser zu schauen. — In der Schnelligkeit der Bewegungen kommt ihm ein anderes Wasserinsekt nahe, der ihm sonst sehr unähnliche Rücken-Schwimmer, der zum Geschlechte der Wanzen gehört und mit einem Stachelgebiss begabt ist, mit dem er seine Beute aussaugt und mit dem er uns empfindlich in die Hand stechen kann. Wir fangen ihn daher vorsichtigerweise mit dem Wasserläufer, um ihn in unser Zimmeraquarium überzuführen und hier seine merkwürdigen Schwimmkünste zu bewundern. Das circa 2 Centimeter lange bräunliche Tier schwimmt auf dem Rücken, indem es seinen schmalen lahnförmigen Körper durch a-tempo-Schläge zweier langer ruderartiger Beine blühschnell durch das Wasser schießt. Die abgerundete nach unten gekrümmte Fläche seines Körpers, also sein eigentlicher Rücken, ist weißlich gefärbt. Sehr wenig beachtet wird gewöhnlich die Wasser Spinne, die wir an allen Teichen in zahlreichen Exemplaren bemerken, sobald wir nur unsere Aufmerksamkeit auf die unscheinbaren bräunlichen Tierchen lenken, die meist auf den seichten Wasserstellen herumlaufen. Um ihre Thätigkeit besser beobachten zu können, fangen wir einige dieser für uns ganz harmlosen Spinnen und setzen sie zu Hause auf dem Spiegel unseres Aquariums wieder aus. Wir sehen sie dann hier und dorthin laufen, gewissermaßen wie um sich zu orientieren, dann aber beginnt uns das munterste der Exemplare durch andere Künste zu interessieren. Wir sehen es am Stengel einer Wasserpflanze entlang unter die Oberfläche kriechen und bemerken, wie dabei die sammtartigen Härchen seines Hinterleibes Luft mit hinabnehmen, die unterm Wasser wie Quecksilber glänzt. An einer ihr offenbar zugänglichen Stelle im Pflanzengewirr macht die Spinne Halt, zieht ein paar Fäden, die sich kreuzen und streift dann mit den Hinterbeinen die Luft von ihrem Körper ab; die Luftperle, die sich dabei bildet und natürlich das Bestreben zeigt, nach oben an die Oberfläche zu entweichen, wird hieran eben durch die vorher gespannten Fäden verhindert. Nun kommt das Tier wieder nach oben, um neuen Luftvorrat zu holen und mittels desselben die Luftblase so lange zu vergrößern, bis uns eine Luftperle von solcher Größe durch das Pflanzengewirr entgegen schimmert, daß die Spinne gemüthlich in derselben haufen kann. Die physikalische Thatsache, daß leichtere Körper in einem nachgiebigen schwereren Medium nach oben zu steigen suchen, ist unserer Wasser Spinne sehr geläufig, wenn sie ihr auch nur rein mechanische Rechnung trägt und schwerlich ein Bewußtsein davon hat, was sie eigentlich thut, wenn sie durch die Spinnfäden die Luftblase am Wiederaufsteigen hindert. — Wieder eine andere

Art von Bewegung im Wasserleben wird uns durch die Teichläufer verkörpert. Diese schmalen dunkelfarbigen Insekten gehören wie der Rücken-Schwimmer zum verabscheuten Geschlecht der Wanzen, sind aber für uns sehr harmlose Tiere. Mit ihren sechs dünnen langen Beinen schießen sie stoßweise auf dem Wasserspiegel dahin; die ohnehin schon sehr geringe Körpermasse wird dabei auf einen verhältnismäßig so großen Raum verteilt, daß von einem Einsinken der Tiere nicht das mindeste zu bemerken ist. Im scharfen Kontrast zu der gespensterartig hüschenden Bewegung der Teichläufer stehen die wuchtigen Stöße, mit denen der sog. Gelbrandkäfer seinen massigen Körper durch das Wasser rudert. Seinen Namen hat er von dem gelben Saum, der seinen dunklen Körper umrandet. An Größe wird er noch von dem schwarzen Beckläufer übertroffen, der überhaupt der massigste deutsche Käfer ist und im Verein mit dem Gelbrand und den noch gefräßigeren Larven dieser Tiere in Fischteichen erheblichen Schaden anrichtet. Selbst größeren Fischen gehen sich diese Käfer an den Leib und fressen ihnen bei lebendigem Leibe Lohrer in das Fleisch. Niemals darf man daher große Wasserläufer zu anderen schwächeren Tieren ins Aquarium setzen, viel besser kann man sie in mit Wasser gefüllten Zuckergläsern beobachten, wo man sie längere Zeit durch Fütterung mit Fleischstückchen am Leben erhält. Das Geschlecht der Wasser- und Schwimmkäfer ist sehr artenreich, es finden sich alle Größenabstufungen und man kann nicht leicht einen Haufen der den Teich überziehenden Wasserlinien aus dem Wasser holen, ohne zwischen denselben eines oder mehrere dieser eleganten Schwimmer zu finden, die dem Unachtsamen sehr feint durch die Finger zu entweichen verstehen. Obwohl diese Käfer sich im Wasser aufhalten, können sie ohne Luft nicht leben: von Zeit zu Zeit hebt man sie daher an die Oberfläche kommen, wo sie sich einen Augenblick an die Oberfläche hängen, um den Luftvorrat zu erneuern. Letzteren tragen die einen Arten am Bauche mit sich herum, wo die Luft von feinen sammetartigen Härchen festgehalten wird und dem Tiere unter dem Wasser auf dem Bauche ein wie Quecksilber glänzendes Ansehen verleihen, andere wieder bergen die Luft in einem Hohlraum zwischen den Flügeldecken und der Oberseite des Hinterleibes.

In ästhetischer Hinsicht am wenigsten zu befriedigen vermögen von den Wassertieren die sogenannten „Sproden“. So heißen in der Mark und anderwärts die Larven der sog. Wassermotten oder Köcherjungfern; gewöhnlich nennt man sie Köcherlarven. Es sind raupenartige Tiere, die wie der Einsiedlerkrebs den weichen Hinterleib durch eine Umhüllung zu schützen suchen. Zu diesem Zwecke fertigen sie sich mehr oder weniger röhrenartige Gebilde, in denen die Tiere wie in Köchern stecken und die sie, indem sie Kopf und Vorderbeine herausragen lassen, beständig mit sich herum schleppen; bei dem geringsten Zeichen von Gefahr ziehen sie sich völlig in das Gehäuse zurück. Die Gehäuse selbst fertigen die verschiedenen Arten teils aus Sandkörnern, teils aus kleinen Steinchen, kleinen Schnecken-schalen und dergleichen. Am häufigsten begegnet man jedoch im Frühjahr in jedem Wassertümpel mit Pflanzenwuchs den Köcherlarven in einem aus kurz- und kleingeschnittenen Pflanzenteilen bizarr zusammengeliebten Hülsen, die nichts weniger als schön aussehen und durch die plumpen Bewegungen, zu denen sie die Hauswirte nötigen, den Eindruck nicht eben verbessern. — Das Leben im Teiche ist viel zu mannigfaltig, als daß es hier mehr als nur in wenigen Haupttypen gestreift werden könnte, ebenso steht es mit dem Pflanzenleben. Schon die größeren Wasserpflanzen, die See- und Teichrosen bis herab zu Froschlöffel, Leichtraut und Wasserlinse bilden eine sehr stattliche Schaar, die ganz unübersehbar wird, sobald man die Grenzen weiter zieht und die niederen Pflanzen, besonders die Algen, in den Kreis der Beobachtung mit einbezieht will. —

Kunst.

H. Die Deutsche Kunstausstellung der „Berliner Secession“ wird heute allgemein zugänglich sein, nachdem gestern Mittag eine Vorbefichtigung stattgefunden hat. Es ist die erste Ausstellung der Berliner Secession überhaupt, und es ist freudig zu begrüßen, daß die Berliner Künstler, nach langem Hin- und Herschwanken, sich endlich zu energischem Handeln aufgefaßt haben, sodas diese erste Ausstellung auch sofort in eigenen Hause eröffnet werden konnte. Das nach dem Plan der Baumeister Grisebach und Dinklage errichtete einstöckige Gebäude liegt draußen in Charlottenburg an der Kantstraße (neben dem Theater des Westens). Es ist sehr einfach gehalten und läßt seine Bestimmung als Kunstausstellungshaus sofort erkennen. Die Ausstellung macht im ganzen einen vorzüglichen einheitlichen Eindruck. Sechs größere und kleinere Ausstellungsräume, vier für Gemälde und einer für Sculpturen mit Oberlicht, und ein geteilter Raum für die Schwarz-Weiß-Ausstellung sind sehr zweckmäßig eingerichtet. Auch die Decoration der Räume ist einfach, die Wände sind in den verschiedenen Räumen mit blaugrauer oder rötlich grauer Leinwand ausgeschlagen. Die ausgestellten Werke selbst, deren Zahl außerordentlich beschränkt ist (der Katalog zählt alles in allem 337 Nummern), zeigen eine sehr glückliche Auswahl. Die Ausstellung ist in der That, wie das Wortwort zum Kataloge bemerkt, mindestens ebenso stark charakterisiert durch das, was sie nicht bringt, wie durch das, was sie bringt. Künstlerische Qualitäten hat jedes der Werke, die in ihr zu sehen sind. Auch Einseitigkeit der Auswahl wird man ihr nicht zum Vorwurf machen können. Sie bietet einen guten Ueberblick über das, was heute die deutsche Kunst leistet. Es muß späterer Betrachtung vor-

behalten bleiben, dies im einzelnen zu zeigen. Für heute sei nur bemerkt, daß auch Arnold Böcklin, Hans Thoma und besonders Wilhelm Leibl mit ausgezeichneten Werken vertreten sind und daß neben der Berliner Seceßion die Münchener Seceßion und Luitpoldgruppe, sowie die seceßionistischen Gruppen von Karlsruhe und Dresden sich reichlich beteiligt haben. Unter den plastischen Werken fallen ausgezeichnete Arbeiten auf. Reichhaltig ist endlich auch die Sammlung von Pastellen, Aquarellen und Zeichnungen, darunter Originalzeichnungen von Busch und Oberländer. —

Psychologisches.

k. Der seelische Zustand während der Betäubung. In der ersten Zeit ihrer Entdeckung schrieb man den Betäubungsmitteln wunderbare Wirkungen zu. Die Bekanntheit eines Opiumeßers riefen zahlreiche andere Beschreibungen des „künstlichen Paradieses“ hervor, das durch Aether, Chloroform und Stickstoffoxydul erzeugt wurde. Kamentlich von dem letzteren wußten die englischen Chemiker Wunderdinge zu erzählen, und als Biquelin es einmal selbst versuchte, schilderte ein Freund, der dem Experiment beivohnte, dem Assistenten in aller Ausführlichkeit, welche Glückseligkeit der Patient jetzt empfinde. In Wirklichkeit aber litt Biquelin, während er betäubt wurde, an einem beklemmenden Angstgefühl. Thatsächlich erklären auch die meisten Menschen, wenn sie sich an die verschiedenen Stadien der Betäubung noch erinnern, ein unklares Angstgefühl empfunden zu haben, eine Art von instinktivem Widerstand gegen die zunehmende Einschlüferung ihrer Sinne. Dieses Gefühl mit seinen Folge-Erscheinungen von dunklen Eindrücken läßt bei manchen Kranken eine so peinliche Erinnerung zurück, daß sie sich kaum mehr zu einer Betäubung entschließen können. Die Glückseligkeits-Empfindung tritt im Betäubungszustand wohl auch hervor, aber nie dominierend, wie man früher glaubte, sondern immer mit anderen Associationen und Eindrücken verbunden. Am merkwürdigsten ist der allmähliche Uebergang aus dem bewußten Zustand in den empfindungslosen Schlummer, der von einer Reihe von Versuchspersonen selbst beobachtet worden ist. Interessante Aussagen über den seelischen Zustand während der Betäubung werden in dem neuen Heft der „Revue philosophique“ mitgeteilt. So entwirft ein Arzt von seinen Empfindungen während der Betäubung folgende Schilderung: Als ich zum erstenmal betäubt wurde, hatte ich beim Erwachen alles vergessen, aber beim nächsten Mal bemerkte ich, daß dieselben Empfindungen, die das erste Mal aufgetreten waren, und die ich seitdem völlig vergessen hatte, sich wiederholten und mir plötzlich wieder alles vor Augen stand. Man hat zuerst die Empfindung des Klopfens, man weiß nicht wo; die Augenlider fallen zu und man fühlt sich langsam wie durch die Wollen herabgleiten, ähnlich wie das Hinabsteigen in einem Fahrstuhl. Am merkwürdigsten ist es aber, daß, als die Anästhesie schon vollständig eingetreten war, das Gedächtnis noch nicht an Schärfe verloren hatte. Längst vergessene Ideen tauchten wieder auf, und nie vergaß ich, daß ich meine Empfindungen während der Betäubung analysieren wollte.

Ein Schüler von Simonin, der sich zu experimentellen Zwecken betäuben ließ, schildert den Verlauf des Betäubungsprozesses folgendermaßen: „Die erste Einatmung von Aether ruft Husten und starke Hitze in der Brust hervor. Bei der zweiten schwächt sich das ab, und bei der dritten hört der Husten auf. Alsdann bemerkte ich, wie die kleine Zehe des linken Fußes einschlief, und die Lähmung setzte sich fort im Fuß, Bein u. s. w., aber nur auf der linken Seite. Bei der vierten Einatmung verstärkte sich diese Empfindung, bei der fünften trat ein Gefühl von Trunkenheit auf, und zu derselben Zeit schlief die große Zehe des rechten Fußes ein. Als ich zum sechstenmal den Aether einatmete, schien das rechte Bein und die Hälfte des Oberschenkels auf der rechten Seite gelähmt zu werden. Die Hitze wurde stärker und Ohrensausen stellte sich ein. Trotzdem mir immer mehr die Sinne schwanden, verstand ich alles um mich herum, aber hörte nur mit dem rechten Ohr und sah nur auf dem rechten Auge. Beim siebentennmale wurde der Kopf mir schwer, und eine solche Schwäche ergriff mich, daß ich frische Luft schöpfen mußte und den Apparat entfernte. Der Betäubungsprozess hatte 45 Sekunden gedauert.“

Bei den meisten Menschen stehen die akustischen Phänomene im Vordergrund. Es ist zunächst, als ob das Trommelfell in Vibrationen geriete; Ohrensausen tritt auf, man hört unaufhörlich Glodentöne, die mit aller Kraft erklingen, endlich das mächtige Schrauben einer Lokomotive im vollen Dampf oder den tiefen Fall der Kasernen. Diese Geräusche werden bald schwächer, bald stärker, bis sie endlich in dem Rhythmus erlöschen, indem man einschlüft. Oft ist das Gehör noch intakt, nachdem die Anästhesie sonst schon allgemein geworden ist. Aber es giebt auch Fälle, in denen die Schärfe noch lange intakt bleibt. Gerdy z. B. konnte trotz tiefer Betäubung bei schwacher Beleuchtung noch das Wort „Philosophie“ entziffern. Die zunehmende Unfähigkeit, die Aufmerksamkeit zu konzentrieren, und das Gefühl der physischen Ohnmacht ruft häufig das Angstgefühl hervor. In einigen Fällen aber ist es doch möglich, sich durch starke Willensanstrengung der völligen Betäubung zu entziehen. Ein Soldat, der eine Krankheit vorschützte, um seine Entlassung zu erhalten, sollte mit Aether betäubt werden, damit er seinen Betrug eingestehet. Er weigerte sich

nicht, trotzdem er den Zweck wohl begriff. In der Betäubung aber, die nachweislich eingetreten war, spielte er seine Rolle sehr geschickt weiter und antwortete nur auf Fragen, die ihn nicht kompromittieren konnten. Gerdy erzählt, daß es ihm durch große Willensanstrengung gelang, während der Betäubung zu gehen. —

Aus dem Pflanzenleben.

—ss.— Den ältesten botanischen Garten der Welt besitzt angeblich die Stadt Padua; er wurde im Jahre 1545 begründet. Seinem Alter entsprechend enthält er einige Exemplare von Bäumen, die schwerlich auf der Erde Nebenbuhler finden werden. Da ist ein Baum der Art *Vitex agnus castus*, zu deutsch der Baum des „Leisen Lammes“, auch einfach Reuschbaum genannt oder mit einem anderen Namen Abrahamsstrauch oder Mönchsseffler, der ein Alter von 340 Jahren besitzen soll, also schon fünf Jahre nach der Begründung des Gartens gepflanzt sein muß. Dieser Strauch erreicht nur eine Höhe von 2 Metern und wird wegen seiner eigentümlichen Belaubung und seiner bläulich violetten Blüten auch bei uns gelegentlich als Zierpflanze in Gärten gehalten. Das Gewächs hat seinen Namen schon im frühen Altertum auf Grund des Aberglaubens erhalten, demzufolge der Genuß des Samens auf den Menschen die Wirkung haben sollte, jede geschlechtliche Begung zu unterdrücken. Ferner ist eine Zwergpalme aus demselben botanischen Garten erwähnenswert, die zwar um einige Jahrzehnte jünger ist, aber noch immer auf eine Lebenszeit von über 3 Jahrhunderten zurückblicken kann. Eine Pflanze von der gewöhnlichen Art *Platanus orientalis* hat nachweislich das stattliche Alter von 210 Jahren. Die Menge von Bäumen, die über 100 Jahre alt sind, läßt sich gar nicht im besonderen aufzählen. Nur einer unter ihnen verdient noch genannt zu werden, da seine Heimat in China und Japan liegt und er doch in dem Garten von Padua in einem Exemplar bereits ein Alter von 148 Jahren erreicht hat. Es ist eine männliche Pflanze des Singlo-Baumes, eines Nadelholzes von der Familie der Eben. Später wurden weibliche Zweige auf den Baum gepfropft, so daß dieser jetzt männliche und weibliche Blüten zugleich hervorbringt. Von den genannten Bäumen hat die über 3 Jahrhunderte alte Zwergpalme einen besonderen Ruhm erlangt, da sie das Interesse Goethes, der am 27. September 1786 Padua und seinen berühmten Garten besuchte, ganz besonders auf sich zog, und ihm die wesentlichste Anregung zu der 1790 veröffentlichten Abhandlung über die Metamorphose der Pflanzen gab. —

Humoristisches.

— Scheinbarer Widerspruch. A.: Sehen Sie doch nur unseren neuen Praktikanten an! So oft ihn der Vorstand zu sich ruft, geht er nicht, sondern läuft durchs Zimmer zu ihm hinein!“

B.: „Aber ich bitte Sie! Dieses Laufen ist ja doch nur Kriecherei!“ —

— Schwer zu befriedigen. Bäuerin: „Grad z' tod könnt' ich mich weinen, wenn ich Dich so aus 'm Birzshaus 'rauskommen seh!“

Bauer: „Da weiß ma' scho' nimmer, was ma' thun soll! Heut' früh hat der Herr Pfarrer aufgebeht, weil er's g'sehen hat, wie ich in' s' Birzshaus 'nein'ganga bin, und Du weinst jetzt, weil ich aus 'm Birzshaus 'rauskomme!“ —

Sprachstudie. „Mit was handeln Sie und Ihr Mann, Frau Huber?“

„Er thut mit alte G'wandeln handeln und ich thu' mit Hendl und Hündeln handeln!“ — (,Flieg. Bl.“)

Notizen.

— Ein Drama von Erich Schläpfer: „Heinrich Lornsen, ein bürgerliches Trauerspiel in drei Aufzügen“, ist von der „Neuen Freien Volksbühne“ zur Aufführung angenommen. —

— Schnitzers Einakter-Cyklus „Die Gefährtin“, „Paracelsus“ und „Der grüne Kaladu“ wurden im Münchener Residenz-Theater plötzlich abgesetzt, da „die Tendenzen des „Grünen Kaladu“ in höheren Kreisen Mißfallen erregt haben“ sollen. —

c. Ein weißer Tiger. Von weißen Tigern waren bis jetzt zwei Fälle bekannt. Der eine wurde in Poona getötet und hatte eine Länge von 3,55 Meter. Die Haut eines anderen weißen Tigers wurde 1889 in London ausgestellt. Kürzlich ist in Assam wieder ein weißer Tiger getötet worden. Es ist ein sehr schönes Exemplar in der Haarfarbe der Albinos. Die Haare sind vollkommen weiß. Nur in der Haut befinden sich schwarze Streifen, die aber nur sichtbar werden, wenn die Haut durchnäht ist. Sie hat 2,85 Meter Länge und gehörte einem wohlgebauten jungen Tiger. —

t. Die Zahl der lebenden Vogelarten wird auf 13 000 geschätzt. Das Britische Museum in London führt in seinem „Katalog der Vögel“ 11 600 verschiedene Arten auf, die in 2255 Gattungen untergebracht sind. —

— In dem Thonlager bei Dobbertin in Mecklenburg wurden Reste eines Ichthyosaurus gefunden. Es ist der erste, der in Norddeutschland gefunden worden ist. Wie der „National-Ztg.“ geschrieben wird, fand man vier Wirbel des Schwanzendes, die dem geologischen Museum der Universität Moskau überwiesen sind. —